

Die Formulierung „Glück als Prinzip“ lässt den erfahrenen Leser an die bekannten Bücher von Ernst Bloch (Das Prinzip Hoffnung 1973) und Hans Jonas (Das Prinzip Verantwortung 1984) denken, die sich ebenfalls auf sehr grundsätzliche Fragen des menschlichen Lebens richten. Beide sagen aber nichts darüber, was es mit dem Terminus „Prinzip“ auf sich hat.

Unter Prinzip wurde von der antiken bis zur neuzeitlichen Philosophie ein Ausgangs- oder Endpunkt bzw. eine Grundlage (archê) verstanden, von dem anderes in seiner Entwicklung oder Zielrichtung abhängt und ursächlich beeinflusst wird. Dabei werden verschiedene Ebenen unterschieden (vgl. Ros 1989, S. 173 ff.):

- *Seins- und Erkenntnisprinzipien*: was ontologischen Vorrang hat, kann im Erkennen durchaus „später“ erfolgen, da jede Erkenntnis sich zunächst einmal der Sinne bedienen muss (Aristoteles);
- *Logische Prinzipien* (Axiome), von denen Schlussfolgerungen ihren Ausgang nehmen;
- *Wert- und Handlungsprinzipien*: Erstere leiten die praktische Vernunft in Fragen des Sollens (z. B. die Goldene Regel) an. Letztere berücksichtigen bei der Umsetzung der Wertprinzipien im Alltag, dass der zu erreichende Zweck einen beträchtlichen Tribut an die historisch-soziale Verankerung der Menschen zu zahlen hat.

Diese Unterscheidung ist für die Glücksthematik bedeutsam:

2.1 Die platonisch-aristotelische Tradition

Ob Glück ein Wert- oder Handlungsprinzip ist, lässt sich von verschiedenen Seiten her durchdenken. Als Wertprinzip ist das Glück traditionellerweise Gegenstand der Glücksphilosophie. Sie befasst sich seit der Antike damit, was es inhaltlich bedeutet, wenn Menschen ihr Leben auf das Glück als hohes Gut und als verpflichtende Norm ausrichten. Das ruft nach einer Seinsbestimmung des Menschen. Philosophen, sofern sie sich noch als Metaphysiker verstanden, hatten im Gegensatz zu den Sprachanalytikern und den empirisch verfahrenenden Sozialwissenschaftlern bemerkenswert wenig Probleme damit festzulegen, was das „Menschsein“ seinem Wesen nach ausmacht. Meist bediente man sich der platonisch-aristotelischen Vorarbeiten, wonach Menschen vernunftbegabte, geistige, freie und reflexionsbefähigte Wesen seien, deren höchstes Glück (eudaimonia) es sein müsse, dieser Wesensbestimmung zu seiner höchsten Erfüllung zu verhelfen. Glücken kann der Mensch nur, wenn er sein Leben so durchgängig als „animal rationale“ führt, dass er aus diesem Programm nicht mehr herausfallen kann, wenn also Seins- und Erkenntnisprinzip zusammenfallen. Das ist in diesem unbeständigen Leben (der Sphäre des „Werdens“) nicht oder nur annäherungsweise zu erreichen. Theoretisch ist es aber der Fall, wenn man – mit Begriffen der platonischen Tradition gesprochen – zur Anschauung der höchsten Ideen des Wahren, Schönen und Guten gelangt. Sie sind ontologisch so vereinnahmend, dass man sich von dieser beseligenden „Schau“ (visio beatifica) schlechterdings nicht mehr entfernen kann.

Der Aufstieg in diese Sphäre des „Seins“ und Erkennens gelingt den „Sterblichen“ aber nur unter großen Mühen und dann nur schrittweise. Man muss eben eine Haltung der Selbstkontrolle (hexis) einüben, die man Tüchtigkeit oder Tugend (arete) nannte. Hier wird der Zusammenhang von Glück und Tugend offensichtlich: Man darf sich nicht in ungute Abhängigkeit von äußeren Gütern bringen. Das tiefe Glück und Vergnügen der Seelenruhe hat zur Voraussetzung, dass man nicht nach (falschen) Gütern sucht, sondern sich von schwankenden Bedürfnissen – ebenso wie von Angst und Leid (so Epikurs angeblicher „Hedonismus“) – weitgehend frei macht.

Die Argumentation des Aristoteles nimmt diese Gedanken auf. Er versucht in seiner „Nikomachischen Ethik“, sie durch Fragen nach den verschiedenen Gütern und Arten des Glücks zu differenzieren. Das menschliche Streben richtet sich auf Güter, die jeweils einen spezifischen Beitrag zur Erfüllung dieses Strebens, also auch zum Glück leisten. Es gibt verschiedene Güter, die kombinierbar sind. Manche dieser „Glücksgeschenke“, wie etwa die körperlichen (Gesundheit) und die äußeren (Wohlstand), sind gut und nötig, aber nicht hinreichend für die Befriedigung der Glückssuche. Die seelischen Güter (Erziehung, Moral etc.) hingegen sind nötig und hinreichend. Man muss sich also vorwiegend für die richtigen Güter

(bona) anstrengen, um dauerhaft glücklich zu werden. Von der Qualität der Güter her bestimmen sich folglich die Art und der Zeithorizont des zu erwartenden Glücks: seien es momentane Glückserlebnisse und Erinnerungen oder sei es die Zufriedenheit mit Bereichen des Lebens oder mit dem Leben insgesamt. Als Beurteilungsmaßstab für die Qualität des Glücks kann man sich entweder auf Emotionen (Affekte) und subjektive Glückserfahrungen verlassen und/oder nach einer objektivierbaren Außenperspektive suchen. Diese ist in den äußeren Standards von Exzellenz/Tüchtigkeit) und rationaler (d. h. vernunftgemäßer) Lebensplanung zu suchen. Einige Menschen können diesen Kriterien in höherem Ausmaß entsprechen; für „die Vielen“ dürfte es aber kaum zutreffen. Kant – gut 2000 Jahre nach Aristoteles – will sich in seiner Ethik deshalb überhaupt nicht auf Güter, Talente oder Tugenden verlassen, sondern setzt auf die Intentionen der Handelnden: Allein gut ist der gute Wille.

2.2 Die christliche Deutung der Antike

In der christlichen Tradition wurden Platon und Aristoteles religiös umgedeutet. Der Aufstieg zur Seligkeit (des Paradieses) liegt, was die Zielordnung anbelangt, in der dem Menschen geoffenbarten Möglichkeit, Gott nahe zu kommen, sich als homo novus mit ihm zu vereinigen. Das ist die vollkommenste Seinsweise des Menschen. Sie zu erreichen ist voraussetzungsreich. Denn einerseits müssen die Menschen sich in ihrem Alltag Gott unterstellen. Sie müssen sich bemühen, ein gottgefälliges, tugendhaftes Leben zu führen, also die Gesetze Gottes (z. B. die 10 Gebote) zu beachten. Das ist durchaus mit Härten gegen sich selbst und seine Leidenschaften oder Impulse verbunden und kann oberflächlichen Zufriedenheitsvorstellungen diametral entgegenstehen. Auf der anderen Seite bedarf die „schwache Kreatur“ des ständigen göttlichen Entgegenkommens (d. h. seiner Gnade). Wie die Gnade und die „Werke“ ins Verhältnis zu setzen sind, hat den christlichen Konfessionsstreit seit 1517 zu weiten Teilen beherrscht. Andere Weltreligionen kennen ähnliche Konzepte vom menschlichen Aufstieg zur höchsten Vollkommenheit des Seins und der Erkenntnis, auch wenn sie einen jeweils anderen Gottesbegriff haben und sich auf andere Heilige Schriften beziehen.

Für die von christlichen Glaubensvorstellungen inspirierte Sozialethik (vgl. Utz 1958; Messner 1966) stellte sich das Problem, wie ein solches verpflichtendes Streben nach Glückseligkeit in der Gesellschaft auf „menschliche“ Weise zu organisieren sei – oder: wie gesellschaftliches Zusammenleben als Ganzes glücken kann. Am Anfang steht das Postulat, dass Wertprinzipien in Verhaltensregelungen umzuformulieren sind. Denn jenseits aller abstrakten Betrachtung über den Menschen und das Glück als solche ist ja davon auszugehen, dass die konkreten Men-

schen mit ihren jeweils gegebenen Verhältnissen zielführend umgehen müssen – auch wenn sie „im Prinzip“ nach dem großen Glück streben. Menschen sind eben unterschiedlich begabt, trainiert oder willens, sich auf den voraussetzungsreichen Weg zur *beatitudo* zu machen, nicht zu reden von den differenzierten sozialen Voraussetzungen wie Status, Macht, Reichtum, die die Spannweite der Lebenschancen beträchtlich beeinflussen. Einige sind gut ausgestattet mit „Dienstgütern“, die das Streben nach Glück erleichtern, andere hingegen sind „minder bemittelt“. Einige sind asketische Naturen, die sich über materielle Voraussetzungen erheben können, andere können der rigiden Selbstbegrenzung wenig abgewinnen; einige lieben die abstrakte Sphäre der Wesensbetrachtung, anderen bleibt sie gänzlich fremd. Hier liegen jeweils harte Grenzen der Beeinflussung und der Kurskorrektur. Außerdem widerspricht es unserem Verständnis von menschlichem Leben, sollten wir von irgendeiner Instanz zum Glück gezwungen werden. Ein solcher Versuch der „Zwangsbeglückung“ gebiert in der Regel Ungeheuerliches (was nicht besagt, dass gerade dies in der Geschichte utopischer Lebensentwürfe, religiöser Unterwerfungen oder sich areligiös gebender Diktaturen nicht immer wieder versucht wurde).

Deswegen hat es in der Sozialphilosophie eine gewisse Tradition, zwischen der Ebene der Wertprinzipien und der Handlungsebene (Handlungsprinzipien) zu unterscheiden. Beide müssen in Einklang gebracht werden. Prinzipien sind „abgehoben“ und für die Handelnden irrelevant, wenn sie nicht die Chance haben, steuernd in den Entscheidungsvollzug der Menschen einzuwirken. Die allgemeine Wertverpflichtung (z. B. der kategorische Imperativ, dass das Gute zu tun ist) darf nicht an der Komplexität sozialer Situationen (Praxis) scheitern und sich in Beliebigkeit auflösen. Umgekehrt darf das freie Handeln nicht überspielt werden, so dass das Risiko der Wertverfehlung *nolens volens* in Kauf genommen werden muss. Man kommt einfach nicht darum herum, dass die Individuen selbst – trotz aller Erziehung – für ihren jeweiligen Lebensentwurf geradestehen müssen. Sie müssen ihren Alltag handelnd bewältigen, und das heißt auch: ihre Lebensperspektive gesellschaftlich aushandeln. Also müssen sie auch „ihre *Façon*“, ihren Weg zum Glück finden, ohne auf Orientierungsmaßstäbe gänzlich verzichten zu können. Das stellt heute ein großes Problem für den sich nunmehr gänzlich wertplural und in der Tendenz beliebig gebenden gesellschaftlichen Diskurs dar.

Glück als „Handlungsprinzip“ heißt in dieser Denktradition, dass der sicherste Weg zur menschlichen Anstrengung auf dem Weg zur Glückseligkeit in einer gewissen Doppelspurigkeit besteht: Die Energien, die die Menschen dafür einsetzen, um „ihr Glück“ in diesem Leben zu finden, müssen so gebündelt werden, dass sie die Wertprinzipien nicht verraten. Das ist der Doppelnatur des Menschen als impulsiv-reflexives, individuell-soziales, körperlich-geistiges, selbstgesteuert-fremdgeleitetes, selbst- und fremdbezogenes Wesen geschuldet. Der Weg über die individuelle, freie Bestimmung des jeweiligen Glücks ist deswegen eine Art „produktiver Umweg“ zum allgemeinen, menschlichen Glück der Seele.



<http://www.springer.com/978-3-658-08012-9>

Das Prinzip Glück

Hettlage, R.

2015, VII, 28 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-08012-9